

Der Vertrauensvorschuss und wie man jenseits der Komplexität gelangt

Die persönlichen Erfahrungen des Südafrikaners Khumbulani Mdletshe zeigen, wie wir uns, wenn mit ernsthaften, schwierigen Fragen konfrontiert, von kindlicher Einfachheit durch Komplexität zu geläuterter Einfachheit weiterentwickeln können. Und auch, wie unsere Entscheidung, dem Herrn dadurch zu vertrauen, dass wir Opfer bringen, es ihm ermöglicht, uns Türen zu öffnen. So sieht es aus, wenn wir ihm einen Vertrauensvorschuss geben.

Khumbulani wurde 1964 „unter der dunklen Wolke der Apartheid, die (damals) über Südafrika hing“, ⁹² geboren. Mit sechzehn Jahren begegnete er zwei Missionaren; es waren die ersten freundlichen Weißen, die er kennen lernte. Nachdem er die Wichtigkeit ihrer Botschaft erkannt hatte, schloss er sich der Kirche an, und ab 1985 diente er als Missionar in London. Eines Tages wurde Elder Mdletshe von einem völlig Fremden darauf angesprochen, wieso er eine rassistische Kirche vertrat, die den Schwarzen das Priestertum verwehrte. Das war das erste Mal, dass er so etwas hörte. Schockiert hörte er voll Unglauben zu, als sein Mitarbeiter ihm dann erklärte, dass nach seinem Verständnis die Kirche Schwarzen afrikanischer Herkunft bis 1978 das Priestertum vorenthalten hatte, da sie durch den Fluch Kains gekennzeichnet waren—der Vorstellung, dass „Schwarze vom biblischen Kain (abstammten), der seinen Bruder Abel erschlagen hatte. Diejenigen, die diese Ansicht übernahmen, glaubten, dass Gottes ‚Fluch‘ auf Kain das Zeichen dunkler Haut sei.“ ⁹³

Bestürzt durch diesen Blitzschlag der Komplexität sah er für sich, insbesondere nach den traumatischen Jahren der Apartheid daheim, keine Möglichkeit, mit gutem Gewissen seine Mission fortzusetzen. Er traf sich mit seinem Missionspräsidenten, Ed Pinegar, und wollte ihm seine Heimreise ankündigen. Dieser bestätigte ihm, dass schwarzen Männern afrikanischer Herkunft vormals das Priestertum versagt geblieben war. Dann fügte er hinzu, „und keiner weiß, weshalb“. Worauf es aber ankommt, ist, dass „jetzt alle würdigen Männer ordiniert werden können“. Khumbulani schrieb später: „Ich vertraute meinem Missionspräsidenten. Er hatte mich immer wie seinen eigenen Sohn behandelt. Ich glaubte ihm. Irgendwie lud der Geist mich ein, seine Erklärung zu akzeptieren und auf Mission zu bleiben.“ Diese Erfahrung war so „lebensverändernd“, dass sie „mich mehr als drei Jahrzehnte gestützt hat“.

Das bedeutete aber nicht, dass seine Verwirrung verschwand. Vielmehr kehrten Zorn und Schmerz oft zurück, wenn er in den Folgejahren andere Mitglieder der Kirche „irrigte Erklärungen“ für diese Priestertumsbeschränkungen äußern hörte. Seit damals, als seine Einfachheit das erste Mal mit dieser Komplexität zusammenstieß, hatte Khumbulani immer einen klaren Blick, war ehrlich und realistisch; und doch er war auch sanftmütig genug, um dem Herrn und der Kirche zu vertrauen. Als er darüber nachdachte, weshalb niemand ihm eher von diesem Bann erzählt hatte, kam er zu dem Schluss, dass seine südafrikanischen Führer der Kirche sich vielleicht für eine Weile dazu entschieden hatten, nichts zu sagen, was fälschlicherweise den Anschein hätte erwecken können, die Kirche hätte jemals Apartheid befürwortet. Und im Rückblick war er aufrichtig dankbar, dass seine ersten Missionare dieses Thema nicht erwähnt hatten, denn damals wäre er nicht darauf vorbereitet gewesen, so etwas zu hören, und er hätte ihre Botschaft abgelehnt.

Gegen Ende seiner Mission wurde Khumbulanis Einstellung durch eine inspirierte Unterredung mit Wayne Shute, einem BYU-Professor, der London besuchte, belohnt. Als der Missionspräsident dem Professor von den Talenten und dem Potenzial dieses jungen Elders erzählte, half Bruder Shute ihm, sich an der BYU-Hawaii einzuschreiben. Der Herr öffnete ihm so eine weitere Tür. An der BYU-H erworb Khumbulani einen Bachelor-Abschluss und später an der BYU-Provo einen Master-Abschluss. An beiden Orten ertrug er die

Frustration, weiterhin im Kirchenunterricht von einigen Menschen zu hören, dass die Schriften lehren, dass auf den Afrikanern ein Fluch läge.

Dann kam die nächste Herausforderung, ein Opfer zu bringen. Er hatte einige enge persönliche Beziehungen aufgebaut, die ihm nahe legten, in den USA zu bleiben. Aber er spürte, insbesondere durch seinen patriarchalischen Segen, dass seine Familie, der Herr und die Kirche ihn in Südafrika brauchten. Also verließ er seine Freunde und die Annehmlichkeiten Utahs, um in eine ungewisse Zukunft heimzukehren. Und schon am ersten Sonntag daheim in der Kirche in Südafrika traf er die Frau, die er später heiraten würde. Sein Vertrauen hatte ihn zu einer weiteren offenen Tür geführt.

In den ersten Jahren nach seiner Heimkehr kämpfte Khumbulani darum, eine Arbeit zu finden, die seinen eindrucksvollen Qualifikationen von der BYU entsprach. Dann fand er in Johannesburg eine ausgezeichnete Arbeit, die mit der Auswertung von NGO-Programmen zu tun hatte. Dieser Schritt eröffnete ihm weitere Möglichkeiten, in der wichtigen Zeit gesellschaftlicher Reformen nach der Apartheid Einfluss auf das afrikanische Bildungswesen zu nehmen. Aber selbst mit all den Möglichkeiten und der Stabilität in seinem Leben war die Antwort seines Missionspräsidenten und einiger anderer Führer der Kirche „Wir wissen nicht, weshalb“ nicht ausreichend, um seine Fragen in Bezug auf den Priestertumsbann endgültig zu klären. Es beunruhigte ihn, dass der Ursprung solch einer Richtlinie in der Kirchengeschichte so unklar war. Und er kam nicht umhin, sich zu fragen, inwieweit die Führer der Kirche im 19. Jahrhundert durch rassistische Einstellungen, die aus der Zeit der Sklaverei in der amerikanischen Kultur herrührten, beeinflusst worden waren — auch wenn er genügend über US- und Kirchengeschichte gelernt hatte, um zu erkennen, dass die Kirche weder Sklaverei, noch Rassismus und Ungleichheit unterstützt hatte, wie viele andere amerikanische Christen sie verstanden und praktiziert hatten.

Während Khumbulani noch damit beschäftigt war, solche Fragen für sich zu klären, trat man an ihn heran, ob er bereit sei, seine Arbeit aufzugeben und für das Bildungswesen der Kirche in Südafrika zu arbeiten. Zunächst lehnte er den Gedanken ab, dann aber schlug seine Frau vor, gemeinsam und ernsthaft nach Führung vom Herrn zu trachten. Während eines gebetsvollen Besuchs des Tempels wurden sie daran erinnert, dass ihnen „Talente und Fähigkeiten gegeben worden waren, um beim Aufbau des Reiches Gottes zu helfen“. Also „akzeptierten wir ohne Zögern das Angebot einer Anstellung bei der Kirche“, was sich im Laufe der Zeit „als die beste Entscheidung herausstellte, die wir je getroffen hatten“. Wieder hatte er dem Herrn einen Vertrauensvorschuss gegeben, nicht nur gedanklich, sondern mit der Entscheidung, seine aussichtsreiche weltliche Karriere aufzugeben und vertrauensvoll ein weiteres Mal in eine ungewisse Zukunft zu gehen. Erst später würde er erkennen, dass sich so eine noch verheißungsvollere Tür geöffnet hatte.

Im Laufe der Zeit stellten andere Mitglieder der Kirche Khumbulani wiederholt viele der gleichen Fragen, die er selbst noch zum Priestertumsbann hatte, und weshalb eine Offenbarung erforderlich war, um ihn aufzuheben. Seine Antworten zeigen beispielhaft — wenn wir uns dafür entscheiden, dem Herrn einen Vertrauensvorschuss zu geben — wie unsere rechtschaffenen Wünsche uns dann helfen, ein *plausibles* Muster zu finden, zu verstehen und zu lehren, das bestimmte göttliche Weisungen unterstützt. Auch wenn wir wissen, dass wir fast nie schlüssig „beweisen“ können, dass dieses Muster aus göttlicher Quelle kommt. Genau das hatte sein Missionspräsident für ihn getan: „In der Stunde meiner Not konnte er mir einen *Grund zu glauben* geben, als klare Antworten nicht sofort ersichtlich waren.“

Beispielsweise sagte Khumbulani seinen Kindern und seinen HLT-Institutsteilnehmern über die 1978 empfangene Offenbarung, dass „eine Offenbarung erforderlich war, um die Mitglieder der Kirche aufzuklären ... und um Führern der Kirche zu helfen, die eine offizielle Verlautbarung der Lehre brauchten, um diejenigen zu belehren, die die Änderung der Richtlinie in Frage stellen würden“. Darüber hinaus „war die Offenbarung für die Entwicklung der Kirche erforderlich, damit sie sich an alle Menschen auf der Welt wenden könnte“. Khumbulani hat auf diese Weise „gelernt voranzugehen — trotz meiner inneren Kämpfe in Bezug auf die Historie der Beschränkungen für die Schwarzen in der Kirche“.

Dann wurde sein Glaube ein weiteres Mal belohnt. Als neu berufener Gebietssiebziger aus Afrika nahm er an einer Versammlung für alle Siebziger und alle anderen allgemeinen Führer der Kirche unmittelbar vor ei-

ner Generalkonferenz in Utah teil. Nachdem Präsident Thomas S. Monson zu den Anwesenden gesprochen hatte und im Begriff war, den Raum zu verlassen, hielt er inne und kam dann spontan auf die drei afrikanischen Gebietssebziger zu, die zusammensaßen. Er flüsterte ihnen zu: „Brüder, ich möchte Sie wissen lassen, dass ich mit dem Mann zusammengearbeitet habe, der allen Männern das Priestertum gegeben hat.“ Etwas in diesem inspirierten Augenblick mit dem Propheten des Herrn vermittelte Khumbulani über die Worte hinaus einen Geist des Friedens, der ihm und seinen beiden Brüdern erlaubte, „noch stärkere Zeugen für das Hervorkommen der Amtlichen Erklärung—2 zu werden. Keine Vorbehalte oder Fragen, die irgendeiner von uns in Bezug auf Rasse und Priestertum gehabt haben mag, waren noch von Bedeutung. Jetzt waren sie geklärt.“

Khumbulani Mdletshes eigene Geschichte zeigt sowohl den Prozess als auch die Früchte, wenn man Glauben ausübt, der nicht blind ist—wenn man sich dafür entscheidet, dem Herrn inmitten wirklicher Komplexität zu vertrauen, wenn man Vertrauen zeigt, indem man wirkliche Opfer bringt, und dann den Herrn wirkliche Türen öffnen sieht, die er nicht öffnen könnte, selbst zu unseren Gunsten, wenn wir ihm nicht unser Vertrauen angeboten hätten. Khumbulanis Einstellung entspricht der von Richard Bushman. Selbst mit seinen außergewöhnlichen Fähigkeiten, Unklarheiten in der Kirchengeschichte zu erforschen und zu analysieren, hat dieser seinen Teil unbeantwortbarer Fragen gefunden. Er sagt, wenn ihm so etwas passiert: „Dann frage ich mich, was kann mich dies über Gott lehren?“

Khumbulanis Erfahrungen sind ein gutes Beispiel für das, was der amerikanische Autor Peter Wehner vor kurzem beschrieben hat. Er schreibt, warum es besser sein kann, zu glauben als zu zweifeln, und auch besser, als Beweise zu verlangen, bevor man handelt:

„Glaube wird in christlicher Tradition deshalb so sehr geschätzt, (weil) er Vertrauen erfordert, das nicht erforderlich wäre, wenn die Existenz Gottes mathematisch bewiesen werden könnte. Gott geht es nicht so sehr um unsere intellektuelle Übereinstimmung mit ihm, sondern um seine Beziehung zu uns ... Glaube ist ein größerer Segen als Beweise, denn durch Glaube entsteht für uns eine Beziehung zu Jesus. In jeder guten Beziehung ist man durch Liebe miteinander verbunden. Und Liebe ist immer ein Ausdruck des Glaubens ... Das, was wir lieben, ändert uns mehr als das, was wir denken.“⁹⁴

Khumbulanis Vertrauen in seinen Missionspräsidenten verstärkte seine glaubensvollen Instinkte ausreichend, um der Kirche einen Vertrauensvorschuss zu geben, und sein Opfer bestand darin, dabeizubleiben. Als die Antwort „Wir wissen nicht, weshalb“ ihn nicht mehr zufrieden stellte und als er versucht war, in den USA zu bleiben, gab die Nähe seiner Beziehung zum Herrn den Ausschlag, und er ging zurück nach Südafrika. Als er sich Gedanken um seine Arbeit machte, veranlassten seine Tempelbündnisse ihn, wieder bis zum Rand des Lichts zu gehen. Allmählich ließ die Anspannung seiner komplexen Erfahrungen nach, und er fühlte das friedvolle Vertrauen einer geläuterten Einfachheit „auf der anderen Seite“. Durch seine Liebe für den Herrn und dessen Liebe für ihn genährt, wurde er mehr durch diese Liebe verändert als durch sein Denken.